



Alexander Oetker

REVANCHE

Luc Verlains
geheimnisvollster Fall

BEI EIN AQUITAINE-KRIMI

Hoffmann und Campe





Alexander Oetker

REVANCHE

Luc Verlains geheimnisvollster Fall

Ein Aquitaine-Krimi

Roman

Hoffmann und Campe

1. Auflage 2023
Copyright © 2023 Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg
www.hoffmann-und-campe.de
Umschlaggestaltung: © Hoffmann und Campe
Umschlagfoto: Westend61 GmbH / Alamy Stock Foto
Illustrierte Vorsatzkarte: Stefanie Bokeloh
Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Gesetzt aus der Albertina MT Pro
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-455-01652-9


HOFFMANN
UND CAMPE

Ein Unternehmen der
GANSKE VERLAGSGRUPPE

Prolog

MINIATURES

Fähranleger Blaye in Richtung Lamarque
Vendredi, 8 juillet, 6:12

Keine Sorgen. Keine Ängste. Keine Hektik. Nur sie und der Strom. Deborah Galhaud gab noch ein wenig Schub. Der PS-starke Bootsmotor unter ihr reagierte sofort, indem er noch lauter grummelte als ohnehin und die *Sébastien Vauban* spürbar vorwärts schob. Sie nahm die Hände vom Steuerrad, faltete sie ineinander und streckte die Arme. Sie reckte sich und gähnte einmal lang und ausgiebig, bevor sie nach der Tasse griff, die in einer kleinen Mulde auf ihrer Kapitänsbrücke stand. Der starke schwarze Kaffee hatte jetzt genau die richtige Temperatur. Perfekt.

Um sie herum war nur Dunkelheit, die Lichter des Hafens von Blaye lagen schon weit hinter ihr, genau wie die Industrieanlagen südlich der Stadt. Es gab nur noch den schwarzen Fluss, der nach dem Schiff griff und es in seine Strömung zog. Die Flut drückte das Wasser aus dem Atlantik in Richtung Bordeaux, der alte Schiffsmotor musste gar nichts mehr tun. Deborah Galhaud zog den Hebel nach hinten. Das Motorengeräusch wurde merklich leiser, nun tat die gute alte Gironde ihren Job und trug die Fähre ein Stück flussaufwärts. Die Kapi-

tänin musste kaum steuern, um das gegenüberliegende Ufer zu erreichen; es war ein Kinderspiel.

Viel lieber wäre sie den Fluss komplett hinaufgefahren, eine lange Fahrt in dieser wunderschönen Morgenstimmung, einfach getragen von der Flut, eingehüllt in die sanften Klänge der Wellen, die gegen das Schiff schlugen, und die Gesänge der Möwen über ihr.

Hier draußen gab es keine Sorgen, keine Ängste und keine Hektik. Die reale Welt war weit weg. Deborah Galhaud war sich ganz sicher: Wenn alle Menschen so in den Tag starten könnten wie sie an diesem Morgen, dann gäbe es keine Kriege und keinen Streit mehr. Sie fühlte sich von Harmonie durchflutet.

Ihr Blick fiel auf das Deck unter ihr. Dort standen nur zwei Autos, ein weißer Kleinbus und ein grauer Renault Mégane. Von hier oben sahen sie wie Spielzeuge aus. Um die beiden Fahrzeuge herum waren viele Plätze leer. Auf der Ladefläche der Fähre hätten hundert Autos Platz gefunden – selbst dann reichten an den Wochenenden in der Hochsaison die Plätze nicht aus, und die Touristen mussten am Anleger ewig auf die nächste Überfahrt warten. Dennoch ersparten sich die Urlauber auf diese Weise ermüdende Stunden im Stau, der seit den Bauarbeiten auf der Rocade, der Ringautobahn um Bordeaux, dauerhaft herrschte. Also nahmen sie lieber die Fähren, entweder die nördliche von Royan nach Verdon-sur-Mer oder diese hier, die kleinere über den engeren Teil der Gironde-Mündung. Doch heute war es noch viel zu früh, als dass die Fähre von Blaye nach Lamarque schon Touristen, die mit Fahrrädern die Médoc-Halbinsel erkunden wollten, an Bord gehabt hätte. Nein, die erste Fähre des Tages nutzten nur die Arbeiter aus Blaye und Umgebung, die auf den Weinfeldern der berühmten Châteaux des Médoc ihre Brötchen verdienten. Dazu vielleicht

noch Putzleute und der junge Frühstückskoch des Hotels Cordeillan-Bages, den die Kapitänin gut kannte, weil er jeden Morgen die Fähre nahm. Gleich würde er den steinreichen Gästen des noblen Fünfsternehotels ihre Omeletts zubereiten, nach einer viel zu kurzen Nacht in seiner kleinen Wohnung auf der anderen Gironde-Seite.

Sie mochte diese Fahrten mit den Einheimischen, denen ihr Schiff den Alltag erleichterte. Manchmal trat sie dann an die Reling und nickte hinunter, manchmal winkte sie sogar. Als der Hafen von Lamarque in den Blick kam, kniff sie die Augen zusammen, um zu erkennen, wie viele Autos am *quai* warteten. Aber es war zu dunkel, sie sah nur Scheinwerfer mit Standlicht, wie ferne Tieraugen in dunkler Nacht.

Fähranleger Lamarque / Médoc
Vendredi, 8 juillet, 6:42

Eben noch war der Fluss ruhig gewesen, eine ölig schimmern-
de Fläche. Jetzt aber tauchten Lichter hinter der kleinen Insel
auf und bewegten sich langsam auf ihn zu. Nach einer Weile
schlugen die ersten Wellen an. Er hörte sie bloß, weil es noch
dunkel war. Es waren nur Schatten im Wasser, kleine schwarze
Wellen, die ankündigten, dass die Fähre gleich auf dieser Seite
des Flusses anlegen würde. Pünktlich auf die Minute – wie stets.

Nun gut, wie stets zu dieser morgendlichen Stunde, korri-
gierte er sich in Gedanken und musste lächeln. Wenn nachher,
zur Mittagszeit, die Holländer wieder versuchen würden, ihre
Ungetüme von Wohnmobilen auf der Fähre zu verstauen und
dabei komplett überfordert hin und her rangierten, dann wür-
de es vielleicht etwas länger dauern.

Aber jetzt war noch die Zeit der Bordelais.

Benjamin Forestier saß in seinem weißen Fiat Fiorino und
hatte die Heizung eingeschaltet. Es war zwar Juli, doch seit er
die fünfundvierzig überschritten hatte, war ihm ständig kalt.
Die Klimaanlage blies warme Luft auf seine Füße, was sich sehr
schön anfühlte, obwohl er dicke Stiefel trug. Handwerkerschu-

he eben. Seit ihm mal ein Farbeimer auf den Fuß gefallen war, achtete er penibel auf die Sicherheitsregeln.

Er liebte die erste Fähre des Morgens, und er freute sich auf diesen Tag. Mal wieder hatte er einen Auftrag drüben zu erledigen – auf dem Festland, wie die Leute im Médoc scherzhaft sagten. Scherzhaft, weil das Médoc natürlich auch Festland war – aber es war auch eine Presqu'île, eine Halbinsel, umgeben von zwei Meeren. Dem echten, dem Atlantik nämlich, und der Gironde.

Sein Auftraggeber zählte auf ihn: Benjamin sollte dessen altes Herrenhaus renovieren, weil der Mann es künftig als *chambres d'hôtes* vermieten wollte. Mit seiner Einmannfirma hatte Benjamin schon oft für den reichen Pariser gearbeitet, und zwar immer allein, weil nur so, wie sie beide befanden, die Qualität stimmte. Das Herrenhaus war groß, hatte bestimmt dreihundert Quadratmeter Wohnfläche, verteilt auf fünf Zimmer mit angrenzenden Bädern und einer *gîte*, die als Ferienwohnung vermietet werden sollte. Dieser Auftrag würde ihn also den ganzen Sommer über beschäftigen – mindestens.

Benjamin freute sich auf Blaye. Er mochte die Stadt mit der römischen Zitadelle am Hafen. In der Altstadt gab es einen sehr schönen Markt, und die Leute waren freundlich, wenn auch unverbindlich. Vor allem aber mochte er, dass es dort nicht bierernst zuging. Zwar kelterten auch die Einwohner von Blaye Wein, den Côtes de Blaye, aber sie schienen es eher aus Spaß an der Freude zu tun und nahmen auch nur wenig Geld dafür. Sie wussten, dass ihr Wein nur etwas für Eingeweihte war: Franzosen, die ihre Rebsorten schätzten. Der Wein aus Blaye wurde so gut wie nie exportiert, und groß von sich reden machte er auch nicht.

Hier im Médoc hingegen ging es verbissener zu. Um den Wein wurde ein riesiges Brimborium gemacht: Wann wird

geerntet? Welche Preise wollen wir gewinnen? Wer darf überhaupt eine Flasche kaufen? Als ginge es um Leben oder Tod. Benjamin konnte diese Strenge nicht leiden. Schließlich ging es um Wein – das musste man doch genussvoll angehen!

Das Horn der Fähre riss ihn aus seinen Gedanken. Sie tötete so laut, dass er vor Schreck mit dem Fuß von der Bremse rutschte und sein Wagen einen Satz vorwärts machte. Benjamin musste lachen. Das war ihm ja noch nie passiert. Er sah zu, wie der Maat der Hafenvache die Leine zuwarf. Der Mann nahm das dicke Tau und wickelte es um einen Poller. Das große weiße Schiff näherte sich langsam dem *quai*.

Zeigte sich allmählich ein Lichtgesprenkel drüben auf der Festlandseite? Die Sonne würde bald aufgehen, man sah bereits ein gelbes Schimmern, das aus dem Dunkel auftauchte, gleich würde der neue Tag beginnen. Er schaute auf die kleine Fischerhütte, die *carrelet*, die auf Stelzen im flachen Wasser des Gironde-Ufers stand. Das riesige Netz hing davor, quadratisch und so montiert, dass es einfach in die Fluten hinabgelassen werden konnte, um die vorbeischwimmenden Fische zu fangen. Früher gehörten diese Hütten den Fischern, heute waren die Eigentümer Freizeitangler und Leute aus Bordeaux, die reichlich Kohle hatten und gerne auf den Fluss hinaussahen.

Die Autos verließen die Fähre. Es waren nur zwei, und auf sie folgten die Fußgänger, die sich zur Bushaltestelle und dann zu ihrer Arbeit im Médoc aufmachten. Schließlich ertönte das Horn der Fähre erneut. Das klare Zeichen für Eingeweihte: Es war Zeit zum Hinaufrollen. Benjamin trat die Kupplung und legte den Gang ein, dann fuhr er langsam an, nahm den Pier, der zum *quai* führte, und rollte auf die Brücke. Die Reifen knarzten auf dem Metall. Er manövrierte nach vorne zum Tor und schaltete den Motor aus. Erst jetzt hatte er Zeit, um nach oben zu sehen, zur Brücke. Doch er sah nur einen Schatten;

schwer zu sagen, wer das Schiff heute führte. Aber an diesem schönen Morgen konnte ihm das auch egal sein.

Er würde jetzt an Deck gehen und sich den Sonnenaufgang ansehen. Wenn doch jeder Tag so beginnen würde!

Fähre Sébastien Vauban auf der Gironde
Vendredi, 8 juillet, 7:01

Dies war der schönste Moment des Tages. Denn sie sah die Sonne als Erste. Weil sie ganz oben auf der Brücke saß, zwei Decks höher als die Passagiere. Und dort drüben, gleich hinter den Häusern und Weinfeldern von Blaye, schob sich die gelbe Sichel empor. Sie bewegte sich viel langsamer als beim Sonnenuntergang, so schien es ihr jedenfalls immer, auch wenn das natürlich Quatsch sein musste. Die kleine glänzende Scheibe wanderte Zentimeter um Zentimeter nach oben und vermochte es bereits jetzt, den Fluss um sie herum in ein leichtes Gold zu tauchen. Auf einmal flogen Möwen um den Schornstein der Fähre herum. Einige folgten ihr, einige flogen sogar voraus, als wollten sie ihr den Weg weisen.

Doch Deborah Galhaud kannte das Ziel. Sie wusste nicht, wie oft sie diese Strecke schon gefahren war. Mindestens zweitausendvierhundertmal? Ihr Jubiläum der zweitausend Fahrten war irgendwann um Ostern gewesen.

Sie hatten auf der Brücke mit einem Glas Champagner angestoßen, sie und ihre Mannschaft. Das war zwar gegen die Regeln, aber ... Herrgott, das hier war immer noch Frankreich!

Sie waren nun in der Mitte des Flusses, und Deborah steuerte das Schiff ein wenig nach links. Es gab hier eine kleine Untiefe, die auf den Seekarten verzeichnet war. Aber sie brauchte die Karte nicht, sie wich einfach aus, steuerte in Richtung der Île Nouvelle, die nicht bewohnt war. Dort gab es nur Bäume, die Nistplätze seltener Vögel und pure Natur. Auf der anderen Seite der Fahrrinne lag die Île Paté, auf der ein Fort lag, eine alte Befestigungsanlage – Deborah war als junges Mädchen einmal auf der Insel gewesen, mit einem Jungen aus der Nachbarklasse. Sie dachte gerne an diesen Nachmittag zurück, den sie, verborgen vor fremden Blicken, mitten im Fluss verbracht hatten.

Sie fuhr hart nach Steuerbord, es galt nun, die Gezeiten ideal auszunutzen, um praktisch ohne Motorhilfe die Anlegestelle von Blaye zu erreichen. Gerade hatte die Ebbe eingesetzt und zog das Salzwasser des Ozeans, das die Flut in Richtung Bordeaux gedrückt hatte, wieder zurück gen Westen, gen Atlantik. Sie musste die Fähre nur richtig in den Fluss stellen und den Gashebel zurückziehen, damit die Strömung das Schiff nach draußen zog. Es waren nur noch sechshundert Meter, die Strömung ersetzte die Kraft des Motors.

Sie betrachtete kurz die Passagiere auf dem Deck. Es waren nicht viel mehr als vorhin auf der ersten Fahrt. Handwerker standen an der Brüstung und rauchten, die Alten hatten es sich in der warmen Kabine gemütlich gemacht, wo der Kaffeeautomat stand. Gleich würde auch sie sich einen weiteren Kaffee aufbrühen.

Kurz vorm Hafen sah sie, wie die Lichter von Blaye erloschen. Die Straßenlaternen wurden ausgeschaltet, jetzt begann auch offiziell der Tag. Und mit einem Blick auf die goldgelbe Sonne und den wolkenlosen Himmel wusste sie, dass es ein strahlend schöner werden würde. Deborah würde noch achtmal hin- und zurückfahren. Sie hatte Frühschicht, es wür-

de zwar schon viel los sein – aber gottlob weniger als nachher bei Jean, der die Spätschicht übernahm. In der Hochsaison gab es ab Freitagnachmittag keine Pause mehr. Es ging unablässig hin und zurück, nur beim Beladen hatte man kurz Zeit zum Durchschnaufen. Massenhaft Urlauber aus Deutschland, Holland, Belgien und der Schweiz kamen mit ihren Autos, Wohnwagen und Wohnmobilen, die Surfer mit Bullis – und alle wollten ans Meer, um dort ihren mühsam ersparten Urlaub zu verbringen. Ab Freitagnacht kamen dann auch die Hauptstädter, die nach Feierabend in Paris losgefahren waren. Der Samstag war immer die Hölle. Bettenwechsel, das hieß: volle Fähren bei der Hin- und Rückfahrt. So ging das von Anfang Juli bis Ende August – bis in der ersten Septemberwoche urplötzlich fast alle Urlauber verschwanden und die Fährgesellschaft den saftigen Sommerzuschlag auf den Preis der Überfahrt wieder strich.

Deborah brauchte nicht zu überlegen, wann sie das letzte Mal Urlaub gemacht hatte, denn sie brauchte keinen. Schließlich lebte sie da, wo andere ihren Urlaub verbrachten. Nach der Schicht würde sie auf ihren Motorroller steigen und an den Strand fahren. Eine Runde schwimmen und dann ein Nickerchen auf dem nackten, heißen Sand, bevor es auf ein frühes Bier ins Apérock ging. Sie musste pünktlich im Bett sein, denn morgen hatte sie erneut die Frühschicht.

Deborah war nun auf Höhe der Hafentmole. Sie legte den Gashebel wieder ein, drehte nach Backbord und gab Schub. Der kräftige Schiffsmotor meldete sich sofort mit Getöse, dann zog die Fähre an, und Deborah lenkte sie mit der Erfahrung des Profis bis kurz vor den *quai*. Sie sah, wie der Maat an die Reling trat und versuchte, die Leine herüberzuwerfen. Beim ersten Mal landete sie im Wasser. Er holte sie wieder ein und schien dabei zu fluchen. Deborah grinste. Dann der zweite Wurf, ein

zielgenauer Treffer. Der Hafenmann nahm die Leine auf, band sie fest, und die Fähre zog sich wie von selbst an die Mauer.

Deborah wartete, bis der Maat grinsend zu ihr hochsah und mit dem Daumen ein Zeichen gab: alles fest, alles gut. Sie schaute zum Heck des Bootes: perfekt. Runde zwei war erledigt.

Sie drückte den Knopf. Es knarzte, und die riesige metallische Bordwand senkte sich ab, auf dass die Autos die Fähre verlassen konnten.